

Deutschen Rundschau

Nr. 271. Bromberg, den 23. November 1930.

Denk es, o Seele!

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiss, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.

Zwei schwarze Rösslein weiden
Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch, eh
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

Mörike.

Totensonntag . . .

Tag der Einnerungen — Tag der Fragen.

„Ein Tag im Jahre ist den Toten frei!" So heißt es im Liede. Aber viele von uns werden sagen: „Ein Tag nur? Ach, das wäre armselige Liebe, die dem Gedächtnis teurer Toten nur diesen e i n e n, kalendermäßig festgelegten Tag zu weihen hätte! Nein, unsere heimgegangenen Lieben sind i m m e r lebendig in unserer Erinnerung, zahllos sind die Gelegenheiten und Anlässe, bei denen wir uns ihr Bild, ihr Wesen, ihre Meinungen oder ihre Liebe ins Gedächtnis rufen, und wer den äußeren Anlaß kirchlicher Gedenkfeiern usw. braucht, um sich seiner Toten zu erinnern, der weiß nicht, was trauern heißt!"

Es gibt viele Menschen, denen der Totensonntag mit seinem düster-feierlichen Gepränge eine Qual ist. Sie möchten und wollen mit ihrem Schmerz in der Stille fertig werden, und dann bringt dieser Tag ihnen soviel Aufwühlendes, ein Wiederaufreißen der kaum vernarbten, immer noch schmerzenden Wunde, daß sie Wochen und Monate brauchen, um sich von den erschütternden Eindrücken wieder zu erholen. — Es sind auch viele Menschen dem Totensonntag aus anderen Gründen abhold. Vielleicht haben sie noch nicht einmal den Schmerz des Scheidenmüssens von geliebten Angehörigen erlebt, vielleicht ist ihnen der Tod noch gar nicht nahegetreten, und doch möchten sie allem, was sie daran erinnert, weit entfliehen . . . Das sind die Menschen, die vor allem, was mit Krankheit, Tod und Sterben zusammenhängt, eine geradezu panische Angst haben. Sie klammern sich mit allen Fasern an das Leben, weil ihnen graut vor dem Nichts, das sie hinter der dunklen Pforte vermuten . . . Und je mehr sie auf eine materielle Lebensauffassung eingestellt sind, je mehr Wert und Wichtigkeit sie allem Irdischen beimessen, je mehr sie an den Freuden und Errungenschaften dieses Daseins, wie Macht, Besitz, Wohlleben usw. hängen, desto unheimlicher ist ihnen diese Mahnung des Totensonntags, der sie nicht entgehen können, und die ihnen immer diese Tatsache ins Gedächtnis ruft: „Einmal wird auch für dich die letzte Stunde kommen, eher vielleicht schon, als du denkst — einmal wirst du alles hergeben und verlassen müssen; alle Kunst, aller Reichtum, alle Macht-

mittel werden dir nichts mehr nützen! Es kommt der Augenblick, wo du, du mögest so prominent, so angesehen, so gelehrt, so mächtig sein, wie du willst, um nichts besser dasteht. als der Ärmste der Armen auf der Landstraße .... Und das Schlimmste ist die Frage: „Was dann? Was kommt, wenn wir die dunkle Pforte durchschritten haben? Wie wird es uns ergehen? Ist alles zu Ende mit dem Augenblick des körperlichen Auslöschens? Und wenn nicht, ist es wahr, daß man dann Rechenschaft wird geben müssen für alle bösen und schlechten Taten seines Lebens?" —

Das sind Fragen und Gedankengänge, die sich ganz unwillkürlich jedem einmal aufdrängen, und der Totensonntag ist besonders dazu geeignet, diese Fragen auszulösen. Es ist verkehrt, ihnen ausweichen zu wollen, und hier finden wir den tiefen Sinn der Festsetzung des Gedenktages. Es ist gut, wenn wir von Zeit zu Zeit daran erinnert werden, daß es Tod und Sterben gibt, ein Ende alles Irdischen. Im rasenden Tempo unseres Lebens würden wir uns sonst vielleicht nie darauf besinnen, daß doch letzten Endes alles, was wir tun und treiben, nur relativ ist — positiv erst in bezug auf seinen geistigen Wert! Wir würden sonst vielleicht nie daran denken einmal unsere Lebensbilanz zu ziehen, uns klar zu werden über Inhalt oder Inhaltslosigkeit, Wert oder Unwert unseres Daseins; wir würden uns vielleicht nicht eher seelisch vorbereiten auf das Unabwendbare, als bis wir unmittelbar davor stehen — und wie viele sind es dann, die in Not und Hilflosigkeit keine Antwort wissen auf die sie bedrängenden Fragen.

Totensonntag — Tag der Fragen ... Wir wollen diesen Tag in der rechten Weise begehen! Wir wollen es nicht machen, wie die Gedankenlosen und Oberflächlichen, denen der Totensonntag nicht mehr bedeutet, als jeder andere beliebige Sonntag auch. Wir wollen uns von ihm auch nicht mit Schrecken erfüllen lassen! Wir wollen beizeiten die Antwort suchen auf die Fragen, die er stellt, und wir finden sie, indem wir unser Leben auf die Unsterblichkeit des Geistigen und der Liebe einstellen ...

Totensonntag — Tag der Erinnerungen ... Wir wollen es nicht machen, wie jene, die da meinen, daß die Erinnerung an unsere Toten nur in Klagen, nur in lauten Schmerzensausbrüchen besteht! Wir wollen uns gerade am Totensonntag der Tatsache bewußt werden, daß Leben unendlich und ewig ist, und daß Liebe niemals stirbt. Ernst, aber ohne Klagen und Tränen wollen wir unsere heimgegangenen Lieben an diesem Tage in besonders inniger Erinnerung grüßen, wollen uns dessen bewußt sein, daß sie uns im Geiste ebenso untrennbar verbunden sind, wie wir ihnen. Dann wollen wir uns dem Leben wieder zuwenden, und es ist unsere höchste und schönste Pflicht, dieses Leben so zu gestalten, daß es dereinst den Tod nicht zu fürchten braucht. — —

Br.-Sch.

Rosen über Gräbern ...

Wie geht so sanft der leichte Sommerwind
über die Gräber, die am Berge liegen!
Er beugt die Rosenbüsche, die sich wiegen,
tief auf die Hügel, die vergessen sind. —

Den Ruch von Wiesen trägt die klare Luft,
verwehter Stimmen Hall und Glockenläuten.
Wie kosend fühl' ich auf mich niedergleiten
taumelnder Rosenblätter süßen Duft. —

Verwittert' Grabgestein und hohes Gras —
und über alledem der Rosen Fülle!
Und hinter alledem die große Stille,
die Antwort gibt auf unser Wie und Was? ...

O ewig wiederholtes Geh'n und Sein!
Ich möchte einst so über Gräbern träumen
und kühlen Duft von blütenschweren Bäumen
auf der Nachfahren heiße Stirnen streu'n ...

Käthe Brustat-Schnedermann.

Deutsche Kreuze auf fremder Erde.

Von Victor Georg.

Es war in Kurland, vor Jahren. Wir standen unversehens vor dem schlichten hölzernen Torbogen, in dessen Querbalken das Bild des eisernen Kreuzes geschnitzt war, mitten im Wald, und die Stille des Herbsttages umfing uns, weil wir schwiegen.

Damals waren wir noch Schüler. Alle unsere Spiele kreisten um das Eine, das übergroße, gewaltige Geschehen, das über unsere Heimat gebraust war, — um den Krieg; so hatten wir, umherstreifend durch Wälder und Fluren, erregt und laut nach den frischen Spuren gesucht, die er in die Landschaft eingegraben, nach verfallenden Schützengräben, verfilzten Drahtverhauen, in denen Patronenhülsen, rostige Seitengewehre und Feldflaschen moderten. Nun schwiegen wir — hinter dem Torgitter, das sich in rostigen Angeln knarrend öffnete, standen Kreuze, ein Wald von weißen, schlichten Holzkreuzen, überrieselt von fallendem Laub, schweigend emporgereckt unter herbststillen Bäumen.

Wir lasen die fremden deutschen Namen, geschrieben in aufrechter schwarzer Schrift, und begannen ahnend nach dem Sinn dieser stummen Symbole zu tasten: hier lagen sie, fremde, unbekannte, deutsche Menschen, von einem Schicksal, das größer war, als der einzelne von ihnen, im Sturme gepackt, hinausgetragen und gebettet in fremde Erde, unter dem blaßblauen, wie vom Hauch des nahen nordischen Meeres bespülten Herbsthimmel Kurlands.

Seltsam gedämpft, zogen wir weiter. Da lagen stille, vielleicht verlassene Einzelgehöfte, bisweilen starrten sie aus ausgebrannten Mauerlöchern, da war eine hölzerne, fast zierlich geschwungene Brücke über ein langsames, tiefes Gewässer. In der Mitte ihres Bogens war der Spruch ins Geländer geschnitzt: „Den Krieg verkürz', den Frieden ziere du Bauwerk deutscher Pioniere".

Einige Wegstunden weit lag Mitau, das deutsche Städtchen.

*

Wir rasten. Über uns spannt die Nacht den Sternenhimmel Siebenbürgens, von nie geahnter südlicher Tiefe und Pracht.

Der Tag war reich an Bildern. Im schnellen Fahrzeug sind wir durch den Roteturmpaß geeilt, durch die Enge steiler Felswände, zwischen denen vor 14 Jahren eine ganze rumänische Armee unerbittlich eingezwängt, vernichtet, zerschmettert wurde. Brausend windet sich der Alt, — damals dämmten ihn Berge von Toten. Heute sind die Spuren der furchtbaren Schlacht verwischt. Nur oben, im Urwald des Karpathengebirges, finden einsame Jäger noch die Wege, die sich Krafft von Delmensingens Alpenkorps zu seinem vernichtenden Hinterhalt am Paß durch die Wildnis gebahnt hatte.

Die Sonne sinkt. Die Steilwände treten zurück, geben Raum, werden weiche, rostrotbewaldete, kuppige Hügel, dann öffnet sich die siebenbürgische Ebene vor uns, mit ihrem bunten Völkergemisch, trotzigen sächsischen Bauernburgen und Dorfkirchen mit kraftvoll-breiten Wehrtürmen. Endlose Maisfelder säumen den Weg, rote Kürbisse leuchten aus ihnen. Rumänen begegnen uns, in weißer Tracht, langsam schreitend neben breithörnigen Ochsen, die schwer die Last bunter Feldfrüchte im knarrenden Wagen ziehen. Schwarze, fremdartige Büffelherden ziehen heim. Hinten bäumt sich, glühend in den letzten Strahlen, das mächtig-kahle Gebirge. Dann erlischt es. Schnell wird die blaue Dämmerung zur Nacht.

Eine halbe Wegstunde weit liegt Hermannstadt, von deutschen Menschen durch Jahrhunderte gebaut, trotzig, mit wehrhaften Türmen und Mauern, hochgiebligen Häusern. Wir rasten hier, am Hang eines weich ansteigenden Hügels, vor einem schlichten, hölzernen Torbogen, darauf in fremden Zeichen steht: Curtea heroilor — Heldenfriedhof. Und dahinter, im ungewiß blauen Sternenlicht, den sanften Hang hinauf, ein Wald weißer Holzkreuze, verschwimmend, unwirklich im Dämmer, wie endlos, ansteigend bis in den Himmel. Lauter deutsche Namen, fernher verschlagen und zur letzten Ruhe gebettet angesichts fremder Berge und Felder einer südlichen fast orientalischen Welt.

Schlichte Holzkreuze. Hier, in Frankreich, in den Weiten Rußlands, in der ganzen Welt, Tausende und Abertausende den Weg bezeichnend, den graue deutsche Soldatenheere nahmen, um ihr Volk gegen eine Welt zu verteidigen. Und mehr noch — die grauen Heere haben verschollene Wege gefunden, Adern aufgedeckt, durch die sich einstmals die überströmende Kraft eines großen Volkes ergoß, hinaus in fremde Welten, im schicksalhaften Banne einer Mission. Sie fanden vergessene Brüder ihres Blutes draußen, in Südrußlands Ebene, im Kaukasus, in Kurland, Siebenbürgen... Sie wurden zu neuen deutschen Pionieren und ihre Kreuze in aller Welt sind Mahnung und ewiges Symbol: der Atem eines großen Volkes reicht weit, hinaus über die Enge seiner Grenzen, den Raum seiner Mission erfüllend.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Petra sah ihm gespannt nach. Er kam wirklich durch. Sie machte kehrt und ging langsam aufwärts. Das Geld war ja wieder da, also war's wohl nicht so gefährlich. Wozu denn da gleich ins Loch und vor den Richter?

Unten am Hügel arbeitete die Braunmähre sich bergan mit dem Schmalschlitten. Jemand saß drin.

Wenn's doch bloß nicht Per wäre, durchfuhr es sie. Dann mußte sie über sich selber lachen. So 'ne Verloberei war was zu Komisches. Früher hatte sie immer gedacht, wenn's doch Per wäre.

Die Braunmähre — außerhalb des Hofes hieß sie immer noch die Braunmähre, obwohl der Pastor und die Frau Pastorin sie beharrlich Grane nannten — war jetzt dicht neben Petra. Sie wandte den Kopf und wieherte ihr zu. Im Nu war Per vom Schlitten herunter und neben ihr.

„Petra, bist du denn ganz und gar von Sinnen? Ich — wir alle haben solche Angst um dich ausgestanden. Petra — du."

Er hielt den Zügel mit der einen Hand und schlang den andern Arm um sie.

Petra schlüpfte aus seinem Arm heraus und schwang sich hinten auf den Schlitten.

„Ich hab' Marja nach Haus gebracht. Weil sie Angst hatte. Dein Vater wollte ja nicht", sagte sie. Das war doch was ganz Selbstverständliches. Was gab's da noch weiter zu erklären.

Er wollte zu ihr in den Schlitten steigen.

„Nee, du, die Braune hat wahrhaftig genug mit einem den steilen Berg rauf", lachte Petra. „Und du bist den ganzen Weg gefahren, also bin ich dran. Gib die Zügel her. — Nein, behalt sie nur", kam es schnell hinterher, als wenn ihr was einfiele.

„Warst du in die Lastube?"

„Ja — ich hatte so 'ne Ahnung, als wenn du dahingegangen warst und da ließ ich schnell anspannen und fuhr hin. Aber du warst schon weg. Es dauerte gräßlich lange, denn ich mußte beide Male den langen Umweg die Chaussee rum machen. Der Waldweg sei nicht fahrbar, sagte Marja."

„Hast du bloß mit Marja gesprochen — nicht mit den andern?" fragte Petra bange.

Wenn er nun die ganze Sache verdorben hätte, all ihre feinen Pläne, um Marja zu retten.

„Nein, mit niemand anders als Marja."

„Na, Gott sei Dank", sagte Petra erleichtert.

„Sie hätte übrigens deine Begleitung nicht annehmen dürfen. Sie ist doch ein erwachsener Mensch mit ihren fünf Sinnen. Sie konnte sich wohl denken, welche Angst wir um dich ausstehen würden", sagte er ärgerlich. Er hatte versucht, ihrer Backe nahezukommen, aber sie hatte es nicht gemerkt oder nicht beachtet.

„Ach was — das konnt' ich mir wohl auch denken", sagte Petra, „aber ich dachte nicht an euch — erst nachher auf dem Wege. Und Marja hatte mit sich selber genug — die hatte viel mehr Angst, als ihr alle miteinander jemals um mich haben werdet."

„Nicht so, Petra", sagte er weich, „du weißt nicht, wie —"

„Ach guck mal, der Mond, kommt er wahrhaftig doch noch raus", sagte Petra und zeigte hinauf. „Wer hätte das gedacht?"

Er antwortete nicht. Was scherte ihn der Mond. Sein ganzer Verlobungsabend war ihm verdorben durch diesen unvernünftigen Einfall. Und Mutter und Vater — na, die hatten natürlich alles gemerkt, so eifrig, wie er gewesen war, ihr nachzukommen. Glück zu, mein Perjunge, hatte die Mutter gesagt, als er in den Schlitten stieg, und dann hatte sie ihn auf die Backe geküßt. Und jetzt saßen die da, die zwei Alten, und warteten auf ihn und auf sie — auf ihre beiden Kinder. Er mußte jedesmal lächeln, wenn er Mutter „meine Alte" nannte; die Bezeichnung paßte so gar nicht für sie.

Gleich würden sie herauskommen und sie empfangen, und Mutter würde sich nicht halten können, sie würde irgendetwas tun oder sagen, um zu zeigen, daß sie verstanden habe.

Wie lieb sie Petra gewinnen würden. Mehr und mehr, je besser sie ihr ehrliches Gemüt kennenlernten. Erst Mutter und nachher Vater, vielleicht auch Vater. Doch sicher. Und sie —, er sah seitwärts auf das kleine, feuerrote Ohr und die Nasenspitze, die sie gerade eifrig ebenso rot rieb. Sie würde —

„Ich glaube wahrhaftig, die alte Braunmähre hat Kolik. Es rumpelt so schrecklich in ihrem Bauch. Hör' mal", sagte Petra und lachte.

Er antwortete nicht. Das war ein kalter Wasserguß auf seine Gedanken.

Sie bogen um die Stallecke, über den Hof und fuhren an der Hintertür vor. Petra wollte nicht vorn vorfahren, des Schnees wegen.

Ihm wär's lieber gewesen, vor der Haupttreppe vorzufahren und allein ins Vorzimmer zu kommen, anstatt direkt in die Küche hineinzuplumpsen, wo aus allen Ecken kichernde Zeugen mit neugierigen Augen hervorguckten. Aber wenn sie selber nicht mal dran denken konnte, er wollte sich schön hüten, sich aufzudrängen.

Der Altknecht kam mit der Stallaterne und mit ungewöhnlicher Schnelle von der Knechtstube herübergehumpelt. Die Mädchen machten die Küchentür weit auf, so daß Helligkeit und Bratengeruch herausströmten, und Frau Helene selber kam in die Küche hinaus. Das tat sie nämlich nur notgedrungen. In der Küche ging sie wie ein Fremdling umher, mit zusammengerafften Kleidern, um ja an nichts zu streifen.

Aber heute vergaß sie sich, sie stand dicht an der Langbank unterm Fenster und sah hinaus.

Petra und Per kamen hereingestampft.

„Entschuldigt bitte, aber ich mußte sie doch nach Haus bringen, wenn Herr Pastor nicht selber wollte. Die Leute sind gewöhnt, bei Pastors immer Hilfe zu bekommen", platzte Petra heraus. Aber als sie an dem Gesicht der Frau Pastorin merkte, daß sie was Dummes gesagt hatte, fügte sie hinzu, Pastoren wären gewiß verschieden, je nach der Gegend, woher sie kämen.

Es kicherte am Herd, wo der mächtige Rücken der Küchen-Anne mit dem gestrickten Tuchzipfel krumm über die Holzkiste gebeugt stand, so daß der Rock hoch in die Luft stuppste.

„Ihr seid gewiß hungrig, Kinder. Ich habe ein Kotelett für euch", sagte Frau Helene, „aber sagt erst Vater guten Tag. Wir haben schon gegessen."

Vater war beleidigt. Mit zusammengekniffenem Mund und den Augen in Martensens Ethik, saß er unter der Hängelampe und nickte formell. Fräulein Petras Benehmen war ja an sich eine Kritik des seinen.

Die Uhr auf der Spiegelkonsole schlug zehn. Der Pastor sah vorwurfsvoll hin, andauernd, während die kleinen tickenden Schläge hastig aus dem großen vergoldeten Berg herausgelaufen kamen, wo St. Georg in ewiger Tapferkeit dem Drachen gegenüberstand.

„Er meint den Esel und schlägt den Sack. Die Augen gelten mir", flüsterte Petra, als sie in die Eßstube gingen. „Übrigens habe ich keinen Hunger. Ich habe bei Marja und den Jungs gegessen. Und Erbsenbrot habe ich mordslange nicht gegessen."

„Sie waren wohl froh, als Per Sie abholte?“ fragte Pers Mutter erwartungsvoll. Sie saß untätig hinter dem Teekessel und leistete den beiden Gesellschaft.

„Ach — ich hatte ja schon Begleitung“, sagte Petra.

Per fuhr auf.

„Begleitung? Du — du warst doch allein, als ich Sie traf.“

„Ach, bloß ein Jugendfreund von mir“, sagte Petra beruhigt. Aber dann lachte sie.

Da dachte Per, es wäre bloß Neckerei und lachte auch.

Frau Helene hatte sich an Pers Versprechen festgehakt. Sie stand leise mit einem verschmitzten Lächeln auf und wollte gehen.

„Bleiben Sie doch sitzen“, sagte Petra. „Es ist viel netter, viele bei Tisch zu sein.“

Frau Helene blieb ein wenig stehen.

„Aber wenn Sie einmal heiraten“, lachte sie, „dann sind es doch nur zwei, Petra“. Und sie nahm Per in ihren Blick hinein.

„Ach ja, das muß auch triebetimpelig genug sein“, antwortete Petra und zertrümmerte mit ihren gesunden Zähnen einen Schiffszwieback, so daß sie kaum hören konnte, was sie selber sagte. „Aber dann pflegt man doch Kinder zu kriegen.“

Per Vorting wurde blutrot.

Frau Helene sah erstaunt von dem einen zum andern. Die junge Dame lachte frei und ungeniert. Da konnte also zwischen den beiden doch nichts sein.

Nach dem Abendessen kam Kaffee mit Punsch, damit pflegte der Pastor seinem Sohn eine Freude zu machen; er selber machte sich nichts daraus; die Mutter schlug vor, zu musizieren, aber Per hatte keine Lust. Seine Augen kreisten die ganze Zeit um ein junges, frisches Gesichtchen, aber nur selten trafen sie dort die anderen Augen. Petra gähnte reichlich oft.

Der Pastor taute nicht auf.

„Wollen wir heut nie zu Bett gehen?“ fragte Petra.

„Langweilt man sich?“ kam es stechend von Per.

„Nein, aber Sie müssen doch morgen so früh raus. Und Herr Pastor muß wohl auch raus und die Sache mit den Olsjungs und dem Geld in Ordnung bringen“, sagte Petra.

„Haha.“

Sie konnte es nicht lassen, sie mußte lachen, wenn sie dran dachte, daß Ola Ols schon über alle Berge war. Sicher vor Pfaff und Obrigkeit.

„Wie beliebt?“

Der Pastor sah scharf auf.

„Ich — ich muß bloß lachen, weil — weil es alles so komisch is“, stammelte Petra entschuldigend.

Der Pastor und seine Frau sahen sich an. Der Pastor stand auf. „Ja, ich gehe jetzt zu Bett“, sagte er mit Nachdruck. „Gute Nacht.“

Sie nahmen je eins von den zwei Lichtern, die angezündet auf der Kredenz standen, eine Sitte, die Frau Helene noch von ihren Besuchen auf den adeligen Gütern aus ihrer „europäischen“ Zeit her hatte. Frau Helene hatte „draußen“ Musik studiert.

Sie nahmen Abschied von Per.

„Du weißt, Vater liebt nicht, daß ich ihn so früh störe“, sagte Frau Helene.

Per und der Pastor lächelten sich heimlich zu.

„Aber vielleicht hat Fräulein Felber Lust, aufzustehen und dir den Kaffee einzuschenken?“ schlug Frau Helene vor, und dabei lächelte auch sie heimlich.

„Gern, wenn ich bloß aufwache“, sagte Petra willig.

„Ich kann ja Anne-Stube bitten, Bescheid zu sagen, wenn sie mich weckt“, sagte Per eifrig.

Die zwei gingen hinter den andern die Treppe hinauf. Per bog eine Sekunde lang ihren Kopf zurück und nahm sich sein Gutenacht.

In einem Satz war Petra los und keilte sich an Pastors vorbei, daß ihr Licht blaffte und flackerte.

„Gute Nacht, schön Dank für heute“, drehte sie sich in der Tür ihres Schlafzimmers um.

Damit verschwand sie.

Das hatte sie zu Frau Helene gesagt.

Sie lag in dem alten Zimmer der Jungens. Mit neuer Tapete und neuem Ofen und neuen Möbeln. Der alte, liebe Ofen mit Ritzen so breit wie ein Finger, wo es so lustig durchleuchtete, war mit einem greulichen hellen Magazinofen vertauscht worden.

Petra setzte das Licht auf den Tisch und lauschte dem schwachen Knistern des Kokses, der aufbrannte und zusammensank.

„Alles in der Welt ist gewiß anders, als man sich's denkt, eh' man's weiß“, sagte sie halblaut.

Dann fing sie an, ihre Kleider herunterzureißen. So verfroren und schläfrig wie sie war. Heute wollte sie sich um die kalte Abendwaschung rumschmuggeln. Sie sprang ins Bett und muschelte sich in die Kissen, blieb aber aufrecht sitzen.

Plötzlich fuhr sie wieder heraus, rannte an den Waschtisch und rieb ihr Gesicht energisch ab.

Dann wieder ins Bett, immer noch sitzend. Dann streckte sie den Arm unter den Tisch, zog ihren Handkoffer hervor und holte ein Album heraus, das bessere Tage gesehen hatte. Sie sah Mutters Bild, das Bild der Mutter, die sie nie gekannt hatte, ein feines Gesicht mit großen, ernsthaften Augen und einer dunklen Flechtenkrone hoch oben auf dem Kopf und einem schwarzen Samtband um den Hals, mit einem Medaillon in dem offenen steifen Halskragen. Dann Vaters. Aus seiner Jugend, die müden Augen, die zuletzt gar nichts mehr sehen konnten, waren klar und fröhlich, der Mund versteckt in einem blonden Bart; eigentlich ein fremder Mann. O nein, niemals fremd.

Sie nahm plötzlich das Album hoch und küßte das Bild. Sie blätterte weiter. Vorbei an Jugendbildern von Familientanten mit derselben Haarfrisur wie Mutter, vorbei an dazugehörigen Onkeln mit Backenbärten und gellen Beinkleidern und neben sich auf einem kleinen einbeinigen Tischchen den Zylinder.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik



* **Häuser der Zukunft.** Ein bekannter Newyorker Architekt behauptet, daß man in absehbarer Zeit in Amerika die Häuser aus Stahl bauen wird. Schon jetzt werden Fußböden in den Mühlen und die Schiffsdecke mit einer Stahlschicht überzogen. Diese Methode erwies sich als sehr praktisch und zweckmäßig und veranlaßte manche Architekten, auch in den Wohnhäusern die Fußböden aus Stahl fertig zu stellen. Nach den Fußböden werden auch die Decken an die Reihe kommen und später auch die Wände. Die Häuser aus Stahl — behauptet der amerikanische Baumeister — werden in vieler Hinsicht bequemer und praktischer sein als die heutigen Holz- oder Steinhäuser. Vor allem werden ihre Bewohner niemals Gefahr laufen, bei einem Brand mit Hab und Gut umzukommen. Stahlwände könnten sehr leicht mit einer Korkschicht überzogen werden. Eine solche Kombination von Stahl und Kork würde die Zimmer und die Wohnungen von einander dicht isolieren und für den Lärm und die Straßengeräusche undurchdringlich machen.

* **Glaspanzer.** Vor einigen Monaten wurde die Federal-Reserve-Bank in Illionois in den Vereinigten Staaten von bewaffneten Banditen überfallen. Von Revolvern bedroht, war der Bankdirektor gezwungen, den Räubern den ganzen Barbestand der Kasse, ca. 6000 Dollar, auszuliefern. Der Direktor beschloß, die Bank für die Zukunft vor neuen Überfällen zu sichern. Statt Kassengittern ließ er dickes Glas einsetzen, welches für Revolverkugeln undurchdringlich war. Diese Vorsichtsmaßregel erwies sich als sehr zweckmäßig. Vor einigen Tagen überfielen die Banditen wieder die Bank. Sie befahlen allen Angestellten, die Hände zu erheben. Alle führten diesen Befehl aus. Nur der Kassierer, der hinter einer Glasscheibe an seiner Kasse saß, weigerte sich, dem Befehl Folge zu leisten und läutete mutig die Alarmglocke. Die Banditen feuerten auf den Kassierer eine Salve ab. Zu ihrem größten Erstaunen prallten die Kugeln von der Glasscheibe ab und fielen zu Boden. Die enttäuschten Räuber mußten schleunigst die Flucht ergreifen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.